

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

23 (28.1.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Werdegang des Herrn de Villemessant oder die Entstehung des Figaro

Im lärmenden, waffenlirrenden Jahre 1813 kam in der Seine-
stadt Rouen ein gewisser Henri Cartier zur Welt. Er war der
illegitime Sohn eines Herrn Cartier und eines Fräulein de Villet-
messant. Nach äußerst unruhigen Jugendjahren, in denen er die
Schule nur unregelmäßig besucht hatte, ließ sich Henri Cartier in
Blois an der Loire nieder, um daselbst mit Seidenbändern zu han-
deln. Das Bandgeschäft aber brachte den erhofften Verdienst nicht
ein. Cartier mußte eines Tages seinen Konturs anmelden. Obgleich
ungläublich endeten die Gründungen zweier Weinagenturen in Cha-
teauvroux und Tours. Monsieur Cartier aber ließ sich durch seine Mi-
serfolge nicht entmutigen. Er wandte sich dem Journalismus zu
und schrieb satirische Beiträge für die legitimistische Presse,
was ihm die Protektion der Herzogin von Berry eintrug.
Aber die Tätigkeit eines Provinzialjournalisten konnte sein Ge-
staltungsbedürfnis auf die Dauer nicht befriedigen. Sein Ziel war Pa-
ris. Eines Tages reiste er dahin über mit leeren Taschen und eini-
gen Empfehlungsschreiben seiner herzoglichen Gönnerin, die eben-
soniel wert waren, wie ein gefülltes Portemonnaie. Gleich nach sei-
ner Ankunft in Paris begründete Cartier die Modeweitschrift *Sol-
phide*. Die dafür notwendigen Gelder borate er sich bei Freunden
der Herzogin von Berry. Neben seiner journalistischen Tätigkeit
trieb er sonst noch allerlei. Er besuchte Spielclubs, machte sich in
den Salons beliebt, und tauchte Theaterkarrieren gegen unversin-
dliche Krebte ein. Da ihm sein Modemagazin nur mäßige Einnah-
men brachte, gründete er noch zwei satirische Zeitschriften *Lampion*
und *Bouche de fer*, in denen er — damals war er gerade Anhän-
ger der Regierung — Bonapartisten und Republikaner angriff. Als
die Snobs es nicht mehr „hic“ fanden, die *Solphide* zu lesen, stellte
Monsieur Cartier de Villemessant — er hatte jetzt dem vom Vater
ererbten Namen den aristokratischen Namen der Mutter angehängt
— ihr Erbschein kurzerhand ein.

Wenige Wochen später fand die tolle *Solphide* als *Chronique*
de Paris" wieder aus ihrem Grabe auf. Das Geld eines Schildbrot-
händlers namens Faugel hatte sie zu neuem Leben erweckt. Als
Einkauf für die finanzielle Unterstützung der *Chronique* hatte Herr
Faugel freien Eintritt in sämtliche Pariser Theater von der
„Opéra“ bis zum „Baudouin“. Auch die *Chronique* de Paris sollte
ihrem Schöpfer nicht die ersehnten Reichthümer bringen. Als eines
schönen Tages der Schildbrotbändler den Kredit kündigte stand
Cartier de Villemessant wie ehemals in Blois, in Chateauvroux und
in Tours vor dem Nichts. In dieser verwerflichen Situation bot
dieser Abenteuerer, dieser Speculant seine Dienste ganz unbedenklich
den Bonapartisten, seinen geistigen Feinden an. Die aber lehnten
das Angebot ab. Also war die *Chronique* de Paris endgültig zum
Tode verurteilt.

Obwohl auch dieser Mißerfolg entmutigte Monsieur de Villemessant
nicht. Er gab weiterhin seine erborgten Gelder in großzügigster
Weise aus, besuchte die Spielclubs, seine Maitresses und das
Casé de Paris. Wieder fand er Leute, die seine journalistische Be-
gabung erkannten und die, durch sein sicheres und gewandtes Aus-
treten, ihm größere Summen zur Verfügung stellten, so daß er den
Figaro gründen konnte. Journal *littéraire et artistique*
nannte sich diese neugegründete Zeitschrift. In Wirklichkeit war
sie nichts anderes als ein *Kalender* und *Sandalblattchen*, das mit
Vorliebe die Intimitäten aus dem Leben bekannter Personen aus-
plauderte, was ihm eine große Verbreitung verschaffte. Dank den
guten Beziehungen seines Schöpfers zur Salzwelt konnte der Figaro
seinen Lesern mit den pikantesten Geschichten aufwarten. Villemessant
materielle Lage verbesserte sich nun rasch. Aus Furcht vor
den Indiscretionsen seines Blattes, liehen ihm allerlei Leute ge-
heime Spenden zukommen, nur um ihn zum Schweigen zu bringen.
Der dankbare Herr de Villemessant schwenkte auch zunächst. Aber
etliche Wochen darnach legte er die gefürchteten Indiscretionsen dann
doch dem Publikum vor, das sich mit Wonne darauf füllte.

Der Figaro vermehrte seine Auflage von Woche zu Woche. Bald
war er aus einer Wochenzeitschrift zur Tageszeitung geworden. Er
hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Chamäleon. Wie dieses
leichte Tier konnte auch er von Minute zu Minute die Farbe
wechseln. Niemand kannte seine Tendenz von Morgen. Er liebte
es, seine Leser zu überreden. Samtpolitiker er geschien mit der
Konterpartien, so drohte er heute mit einem Uebergehenden zu den
Katholiken. Da Villemessant alias Cartier nun über genügende
Gelder verfügte, bemühte er sich, das Niveau seines Blattes zu
heben. Er verpflichtete sich die hervorragendsten Mitarbeiter, Leute
wie Rochefort, Barres, Latine und machte so aus dem einstigen Stan-

dalblätchen die bestbelegte Tageszeitung Frankreichs. Der
Traum des kleinen Seidenbänderhändlers zu Blois hatte sich ver-
wirklicht. Der frühere Henri Cartier gehörte jetzt als Monsieur
de Villemessant zu den bekannten Persönlichkeiten des zweiten Kai-
serreiches. W. F.

Siegfried Jacobsohn

Dem Gedenken eines Frühverstorbenen

Stimmt es wirklich? Am 28. Januar 1931 wurde Siegfried
Jacobsohn 50 Jahre alt gemeldet sein und dabei waren es am
7. Dezember schon vier Jahre, daß ihn der grüne Kalen befiel.
46 Jahre Lebensdauer genühten, um diesen Mann für die ganze
Generation zu einem Repräsentanten vorwärtsgerich-
teten Zeitgeistes zu machen. Dabei kam sein Name erst richtig
in der Öffentlichkeit als ihm im Fall „Jacobsohn“ die Ver-
dächtigung entgegengebracht wurde, ein „literarisches Plagiat“
begangen zu haben — eine Behauptung, die sein Lebenswerk her-
maßen widerlegte, daß er nicht nötig gehabt hätte, auch nur eine
Zeile daneben zu schreiben. Seine Theaterkritiken bildeten ein
stilistisches Meisterwerk eine Delikatess für literarische Fein-
schmecker.

Mit Spannung wurde jeder Nummer seiner „Schaubühne“ ent-
gegengelesen, deren Wirkung sich immer mehr verbreitete als sie
(bisher sie noch äußerlich sich diesen Namen bediente) zur Welt-
bühne wurde. Denn was uns Siegfried Jacobsohn so nahe brachte,
war nicht die theaterkritische Seite der Schaubühne, sondern die
Forum von bedeutenden und eigenwilligen Persönlichkeiten, die
in der „Schaubühne“ in einer Zeit allgemeiner geistlicher Unfrö-
migung freischwebend und frei künsteten, was in der Welt vorging,
was sie von der zeitlichen Mentalität in Deutschland dachten, wozu
noch die trübsinnigen „Antworten“ Jacobsohns als Abschluß
einer jeden Nummer der „Schaubühne“ kamen. Musik da nicht ein
Straßchen lebendigen Glaubens an ein geistiges Deutschland in das
Herz bringen, die in den trüben Jahren 1917 und 1918 draußen
im Felde nach Gedanken suchten, die abseits einer kom-
mandierenden Weltbetrachtung lagen.

Aus diesem Gefühl der Dankbarkeit heraus gedenken zu seinem
50. Geburtstag die freien Geister, unbekümmert der Richtung, des
Frühverstorbenen, der in seinem Bühnen „Die ersten Tage“ vom
August 1914 zeigte, daß ein freier Deutscher seinen Kopf auch
dann oben behalten muß, wo alle Welt vom Massen-
pöbel überrollt wird und daß es gerade deshalb Pflicht des
so viel verehrtesten „Literatenmenschen“ ist, der Nation den rechten
Weg zu zeigen, wenn dunkle Nebel fanatischer Krieger sie ins
Irre zu führen drohen.

Ein Stündchen bei Frau Kat Goethe

Der Karlsruher Frauenklub lud vor kurzem in seinen
anheimelnden Räumen zu einem angenehmen Vortrag von Frau
Charlotte Rau, Frankfurt a. M., über „Ein Stündchen bei
Frau Kat Goethe“ ein, der in intensiver, sympathischer Weise die
Mutter Goethes zu ihrem am 19. Februar 1931 sich zum zweihun-
dertsten Male jährenden Geburtsjubiläum würdigte. Derartige Vor-
träge, die an jugendliche Literaturstudien anknüpfen und Bezie-
hungen von einstmaligen Berufsleuten sind gerade in heutiger
Zeit der mildebröckigen Lebensgestaltung eine nur allzu will-
kommene Ablenkung und Ausspannung. Die Mutter Goethes, deren
immer fröhliche, beherrschende Art ihr den auch oftmals nicht leichten
Kampf in Haus und Leben meistern ließ, ist nicht nur dadurch der
Nachwelt als unsterbliche Gestalt überliefert worden, daß sie die
Mutter des großen Genies ist, sondern vor allem auch durch den
Wert ihrer eigenen Persönlichkeit, die eine Anzahl von Briefen an
die verschiedensten Zeitgenossen dokumentiert. Ihr größtes Ver-
dienst ist wohl ihre wahrlich nicht immer rosige Vermittlerrolle
zwischen einem streng bürokratischen, um viele Jahre älteren Gat-
ten und einem genialen Sohn, dessen ungemessener Feuergeist mehr
als einmal die Welt aus den Augen brechen wollte. So gab die
Vortragende ein umfaßendes Bild von Frau „Käthe“, die von sich
behaupten konnte, daß keine Menschenseele misvergnügt vor ihr ge-
gangen sei. Alles in allem ein recht anregender Abend, der einen
harmonischen Eindruck hinterließ.

Eine Christof-Boll-Ausstellung in Karlsruhe. Am 1. Februar ver-
anstaltet der Bad. Kunstverein eine Gemälderausstellung der
Werke des Karlsruher Bildhauers Prof. Christof Boll. Aus
technischen Gründen findet diese Ausstellung in der Bad. Kun-
stgalerie statt. Gleichwohl werden dieselben als graphische Sonder-
ausstellung 125 ausgewählte Neuerwerbungen des graphischen Ka-
binetts (im Gebiet des 19. und 20. Jahrhunderts) gezeigt werden.

Theater und Musik

Städtisches Konzerthaus

Erstaufführung: „Wie werde ich reich und glücklich?“ Operette
von Felix Joachimson. Musik von Misja Spolianski.
So leid es mir tut, die Patentlösung der im Titel dieses
Spiels aufgeworfenen Frage darf ich nicht verraten. Ich ver-
stehe nicht die mindeste Lust, mir vom Landestheater eine Klage über
Geschäftsabwicklung auf den Hals zu laden; unsere verehrten Be-
rater und Leser müssen sich also schon höchst eigenhändig ins
Theaterhaus bemühen. Bei der Premiere gab es wenig freie
Plätze, solche Zugkraft übte das Thema aus. Die Stadtkonzerthaus-
hatte in Vorbereitung des zu erwartenden Massensturms auf
Sanktakte 400 Garbennummern in die Wandelhalle verlegt,
daß die nun uns neulich geriaten Mißstände sich um ein
Stückchen gebessert haben.

Wenn man zuerst den Schläger „Meine Schwester und ich“
sehen hat, erwartet man wieder so etwas Charmantes und Bedeu-
tendes, daß das neue Stückchen das genannte nicht erreicht.
Musik von Spolianski fehlt doch der Zauber der melodischen
Kunst der Benayst entzückt; sie ist fast rhytmisiert, aber
schmeichelt sich nicht so ins Ohr, sondern verwehrt, sowie sie ver-
stehen ist. Dazu tritt noch eine ins Fabelhafte grenzende Schür-
der Textgestaltung mancher Songs. Mit so wenig Spiritus in
Chansonen darf man nicht einmal dem Varietevielum einer
Stadt kommen. Wenn das Werkchen hier doch zu einem normalen
Erfolg geblie, so liegt das an der meisterhaften und mit
Ausleistung durch Herrn Regisseur v. D. Trend, an den
schmadellosen Dekorationen und Kostümen und der exzellenten
Ausstellung durch Herrn Schauspielerensemble. Herr Torsten
einzelnen Bildern einen wahren Farbenspiel auf die
wand gezeichnet und dabei ebenjoviel Geschmack wie Jochen
beweisen. Ein Spezial-Bravo dem Ausstattungsleiter! Die
und Herren waren lam und besonders musterhaft angezogen.
mondan, elegant. Wie Frä. Schellenberg das anstellte,
Geheimnis.

Unter den Solisten war diesmal Herr Koeble führend
besand sich mit seinem Humor, seiner Charakterisierungskraft
dem Exterieur in bester Form, und die Leistung hatte etwas
ihre Vornehmheit bezwingendes. Für Helio Rademacher war
Bertram als Lis eingestrichen, wodurch die Rolle, die
andere beachtet ist, eine hübsche Nuance ins Sentimentale
Auch gelanglich stellte die Dame ihren Mann, wenn man
dort. Hermann Brandl — natürlich, wo können wir hin
Sermann Brandl! Er mimte sehr behäufert einen alten
und wußte trotz geübter Andeutung durch
Couplets wahre Seelenswürmer zu entlocken. (Es beinhalten
unser Verifikation des Künstlers feinesse, wenn wir
seine Berufung unseres Schloßturns entziehen Herr Brandl
ein viel zu gebildeter Mensch, um vom Geist des Kofoko nicht
verstehen. Man sollte nicht nach so populären Wäsen schließen,
dem Janbald dabei die Meinung ungerüchert, als wäre er
dem richtigen Weg. Der restaurierte Schloßturn ist nicht
echt, er ist auch schön.) Emma Seiblich zeigte vorzüglich
süße zur großen Diva und entledigte sich ihrer darstellerischen
gesanglichen Aufgaben mit Delikatess. Ein Voltstreff war
Mädchen, das für die Reihenfolge verantwortlich ist.
Gist Jan. Da drängt sich ein ganz enormes Bühnenstück
Sicht; die junge, tolle Dame brauchte manchmal nur mit
Wackel über die Bühne zu tänzeln, um beschrieenen
auszulassen. In ihrer Mimik und ihrem Spiel, auch dem Kom-
liegt so viel Grazie, Komik, Ironie, Wackelhaftigkeit, Sieges-
beist, Schalkhaftigkeit, liebenswürdige Redeweise, daß sie jede
auf einem köstlichen Erlebnis macht. Eine Reihe in Wa-
Saltung vorzüglich geeigneter Gestalten so noch an uns
über. Da war Karl Wehners Hausportier, ein Karl, den
anmerkte, daß er lebendigen Vorbildern aus dem Mann-
Jugendbücherei abgedaut war. Paul Müller war auch
Eleganten Herrenschneider mit seinen coulanten Handbewegun-
dann den rabiaten Bürokraten, wie er in der Vortrage-
breit machen konnte als heute. Die multifunktionale
lerate Herr Josef Keilberth mit Schmitz und Berne, die
kommenden Girlandenleistungen, die technisch noch der
Entemede, Brüder, Frä. Genter, Gai. Kühn
andere mehr, bemühten sich als gute Helfer am Werke. Man
von fern die Sachtingsschleifen Hingen, und das Publikum
recht aufgeräumt.

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Frik Rosenfeld.

Copyright 1930 by E. Laubische Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.,
Berlin W. 30.

10) (Nachdruck verboten.)

Wollte sie seinen Verrater verschleichen, so begann sie von seinen
Plänen zu sprechen, die sie genau kannte, und von den Rollen, die
sie in seinen kommenden Filmen und Filmen spielen könnte. Sie
wurden wieder Kinder — und das waren ihre schönsten Stun-
den —, wenn sie darauflos träumten, von ihrer Zusammenarbeit,
von den Gestalten, die er im Geist für sie formen, und von der
Vollkommenheit, mit der sie die Figuren seiner Phantasie vor der
Kamera verfertigen würde.

Wenn sie auf dieses Thema kamen, das Sinn und Inhalt ihrer
Lebensaufgabe und das Rückgrat ihrer Liebe war, verloren sie
jeden festen Boden unter den Füßen, jede Beziehung zu geordneten
Möglichkeiten. Ulfar hatte Filme im Kopf, die niemals adreht
werden konnten und eben deshalb so wunderschön waren. Eldrid
lah Gestalten vor sich, die man mit den begrenzten Mitteln
menschlichen körperlichen Ausdrucks nicht bewältigen konnte, und
die eben deshalb so verlockend, so traumhaft wirklich waren. Tau-
send Theater hätten nicht ausgereicht, die Filme auszuführen, die
in Ulfars Kopf wie die Wägen eines latten Sommermittags durch-
einander schwirren; kein Atelier der Welt groß genug, um seiner
Phantasien filmische Verwirklichung zu fassen. In diese unerfüll-
bare Wunderwelt der eigenen ungehobenen Schöpfungen lebten
sie sich so leidenschaftlich ein, daß die Wirklichkeit und Gegenwart
vergessen waren und Eldrid oft beim Klang einer Uhr im höchsten
Schreden aufwachte: sie mußte ins Theater. Dort war sie in einem
belanglosen Sommerstück ein belangloses kleines Mädchen, vom
Zauber der Jugend verflärt, sonst nichts. Für Ulfar und mit ihm
war sie ein anderes Wesen, unantastbar und nicht durch Vergleiche
zu verfeinern, einmalig und nur für ihn geschaffen.

Sie waren beide noch sehr, sehr jung.
Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es Ulfar endlich, an
den Dramaturgen der Randelberg-A.G. heranzukommen. Er
hatte die „Piraten“ auch gelesen, sogar das Manuskript, sprach sehr
gut über den Stoff und die Einfälle, die der Entwurf enthielt, er-
wied in Ulfar bereits die Hoffnung der Annahme, begann damit

aber in freundlichen Worten auseinanderzusetzen, warum die Firma
das Manuskript nicht erwerben könne.

„Erstens“, sagte er, „geht ein Film wie dieser weit über unsere
Mittel. Unsere Filme dürren im Durchschnitt ein Drittel der
Summe kosten, die man zur Inszenierung der „Piraten“ brauchte.
Zweitens zweifeln wir daran, daß für einen Kostümfilm dieser Art
großes Interesse besteht. Wir haben mit Kostümfilmen in der
letzten Zeit schlechte Erfahrungen gemacht. Das Publikum will
Gegenwart, möglichst zeitnahe lebendige Wirklichkeit. Und drittens,
ja, drittens — er machte eine Pause — „Sie sieben da eine ge-
wis sehr geistreiche und auch dramaturgisch geschickt durchgeführte
Parallele zwischen den Piraten der Vergangenheit und den Bandi-
direktoren von heute und lassen dabei alles Licht auf die von
Ihnen angedeutete sehr gefährliche Seeräuber fallen, die echter,
ehrlicher, mutiger waren und bei ihren Raubzügen ihr Leben aus
Spiel setzten, während die Räuber von heute nur das Leben und die
Erstens nicht verhehlen, daß ich über diese Dinge im Wesent-
lichen ähnlicher Meinung bin wie Sie, aber — beim Film hat alles
sein über — diese modernen Piraten, als die Sie die Bankiers und
Finanzgrößen hinstellen, die Konzernmagagnaten und Industriemagnaten,
gerade diese Leute sind es die uns finanzieren. Das Geld, mit
dem wir Ihren Film von den modernen Piraten drehen würden,
müßte von einem dieser modernen Piraten stammen. Ich muß
Ihnen doch nicht erst weitläufig auseinandersetzen, daß es unmöglich
ist, mit dem Kapital dieser Leute einen Film zu drehen, der, in
welcher Form immer, und sei es in der wisigsten und geistvollsten,
se selber anreißt. Wandelsberg, der Ihr Exposé gelesen hat, brühte
das mit seiner lebenden Sprache etwas grüber und deutlicher aus;
er sagte, er sei kein Volschweif.“

Der Dramaturg lachte, und so ernst es Ulfar auch zumute war,
das Lachen übertrug sich auf ihn.

„Nun, man muß doch kein Volschweif sein“, sagte der Dramaturg
fort, „um die Tätigkeit eines Bandidirektors mit der eines Piraten
zu vergleichen, aber man kann doch andererseits von den Bandi-
toren wirklich nicht verlangen, daß sie den Akt abgeben helfen, auf
dem sie sitzen. So großmütig und selbstlos waren nicht einmal
Ihre romantischen Seeräuber.“

Pause. Der Dramaturg blätterte in Ulfars Manuskript.
„Ich will zu Ihnen nicht als Beamter dieses Unternehmens,
sondern als Mensch sprechen. Ich fand es einfach rührend, daß ein
junger Mann, der in dieser Welt lebt und offene Augen für diese
Welt hat, dies: Filmde — ich wiederhole: sie ist an sich gut —

einen Filmindustriellen anbieten konnte ohne von vornherein
wissen, daß sie ihrem ganzen Geist nach auf den Filmindustriellen
wie ein rotes Tuch wirken müßte. Diese rührende Unerfahrenheit
veranlaßt mich, Ihnen zu helfen, soweit ich es kann. Ich muß
Ihnen daher den Vorschlag, die Rahmenhandlung Ihres Entwurfs
wegzulassen und die Piratenhandlung selbst in einem Film
gestalten.“

Ulfar machte eine Handbewegung, als wollte er protestieren.
Dramaturg ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ich weiß, Sie wollen einwenden, daß dann die Idee des
gen nicht mehr zur Geltung kommt. Aber Sie werden entsetzt
müssen, lieber Freund, daß es im Film nicht auf Ideen ankommt,
sondern auf Handlung, auf spannende Ereignisse. Je weniger
Idee in einer Fabel steckt und um so mehr überraschendes
geschehen, um so besser ist es. Die Kinos sind keine Universitäten,
langweilen kann sich das Publikum auch zu Hause, und auf
wie oft es gewöhnlich. Das ist mal so. Wir leben alle narren,
aber wir können es nicht ändern. Die Handlung im Kostüm-
Ihres Films ist ganz nett, man könnte sie ausbauen, eine
trigantentrolle hinzufügen und so mehr Lebendigkeit in die
sichtige bringen.“

Ulfar war die ganze Zeit über dagefallen, als ainn
Gespräch nicht mehr an. Er hatte gehört, daß sein Film abgelehnt
war. Das man ihn eventuell mit Änderungen vormerren
Daß man Kompromisse forderte. Damit war der Fall für ihn
ledigt. Alles weitere interessierte ihn nicht.

Eine Pause trat ein. Es war, als wartete der Dramaturg
Ulfars Einwendungen ab. Junge Autoren wurden gewöhnlich
mild, wenn man ihnen zumute, ihr Werk langwierigen
bionen auszuwaschen. Ulfar füllte den Sinn dieses
kimmerte es mit einem müden Blick auf den Dramaturgen,
unter noch das Manuskript in der Hand hielt. Nach eini-
Minuten fuhr der Dramaturg fort:

„Sie finden, das Mittelstück wäre brauchbar, wenn Sie
Firma würden, die keinen Kostümfilm fürchtet. Der „Goldene
Film war eine Kette, auch der letzte Film vom Wiener
und sogar das Kofoko zieht nicht mehr. Piratenfilme haben
die Amerikaner erst vor kurzer Zeit in beträchtlicher Zahl her-
geschickt. Ich sehe also nicht viel Hoffnungen in der Verwer-
möglichkeit Ihres Buches. Vielleicht können wir später
bis die Situation günstiger ist, auf Ihr Gut zurückzukommen.
Ueberrorgen kann der Kostümfilm wieder in Mode sein.“

(Fortsetzung folgt)